

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **32 (1980)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als solche bezeichnen will und mag – existieren weiterhin, wenn auch vielleicht in verwischter Form; die Problematik, die aus der Spannung zwischen dem patriarchalisch strukturiertem Rechtsstaat und dem Recht jeder Frau – und jedes Mannes – auf Selbstverwirklichung wächst, bleibt auch heute (noch) ungelöst. Es scheint mir deshalb verdienstvoll, wenn gerade ein Film wie «Frauennot – Frauenglück» wieder in die Kinos gelangt: Der Abstand von 50 Jahren ermöglicht vielleicht auch jenen einen Denkanstoss, die den jüngsten Schweizer Film über die Abtreibung – «Lieber Herr Doktor» – selbst als Diskussionsbeitrag unzumutbar empfinden. Erfreulicherweise läuft «Frauennot – Frauenglück» dank der Zusammenarbeit und der finanziellen Unterstützung von seiten der Cinémathèque Suisse und des Eidgenössischen Departements des Innern in neu gezogenen Kopien in den Schweizer Kinos.

Urs Mühlemann

TV/RADIO-KRITISCH

Tagesschau 80: nicht besser, bloss länger

Die Erwartungen wurden gründlich geschürt: Nicht mehr nur eine blosse Tagesschau wurde dem Fernseh-Zuschauer mit der Einführung des neuen Strukturplanes auf Beginn dieses Jahres versprochen, sondern ein eigentlicher Informationsblock. Neben den Nachrichten, den News, wie sie auch hierzulande immer mehr bezeichnet werden, sollten Hintergrund und Kommentar die politische Information nicht nur attraktiver, sondern auch verständlicher und in den grossen Zusammenhängen erkennbar zu gestalten helfen. Der Inland-Berichterstattung, wurde angekündigt, werde inskünftig wesentlich mehr Gewicht beigemessen, ja sie nehme in der neuen Tagesschau eine zentrale Stellung ein.

Bekanntlich ist der Ausbau der *Tagesschau-Hauptausgabe* auf 25 Minuten Teil des Regionalisierungsprogrammes dieser Informationssendung. Die Aufhebung einer gesamtschweizerischen, sogenannt zentralisierten Tagesschau unter der Aufsicht der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG), wie sie der Zuschauer bis Ende 1979 kannte, wurde nach langen Auseinandersetzungen beschlossen. Als Hauptargument für eine Regionalisierung – wobei die Verantwortung in den Händen der Region, im Falle der deutschsprachigen Schweiz also bei Radio und Fernsehen DRS liegt – war die Überzeugung, dass der Fernsehzuschauer eingehender und umfassender informiert werden kann, wenn Tagesschau und politische sowie wirtschaftliche Information nicht mehr wie bisher voneinander getrennt, sondern gemeinsam Aktualitäten- und Hintergrundsendungen gestalten. Als eine Konzentration der Kräfte im Informationssektor könnte man die Absicht bezeichnen.

Ungünstige Voraussetzungen für die Tagesschau 80 des Fernsehens DRS

Leider liess sich das löbliche Unterfangen, die Tagesschau zu regionalisieren, nicht auf den ursprünglich geplanten Termin, den Jahresbeginn 1980, durchführen. Weder in der Westschweiz noch im Tessin standen die dafür notwendigen Studios bereit. Andererseits wurde in der Region DRS übereilt beschlossen, das Hauptabendprogramm auf 20.00 Uhr vorzulegen. Dies bedingte logischerweise eine Verschiebung der Tagesschau-Hauptausgabe auf 19.30 Uhr. Das Dilemma begann sich abzuzeichnen: Die SRG war nicht bereit, die Tagesschau aus ihrer Verantwortung zu entlassen, bis sich eine wirkliche Regionalisierung praktisch durchführen lässt. Das wird frühestens gegen Ende 1981 der Fall sein, wenn in Genf die entsprechenden Studios zur Verfügung stehen. Demgegenüber sah sich die Region DRS vor die

Tatsache gestellt, dass sie die Tagesschau auf 25 Minuten ausdehnen musste, wenn der Strukturplan 80 mit dem vorverlegten Hauptabend-Beginn eingehalten werden sollte. Da nun aber die SRG – aus Rücksichtnahme auch auf die andern Regionen – nicht bereit war, die produktionsellen Mittel für die Deutschschweizer Tagesschau zu erhöhen, sah sich das Fernsehen DRS vor die unangenehme Situation gestellt, eine um zehn Minuten längere Hauptausgabe praktisch mit denselben finanziellen Mitteln und dem gleichen Personalbestand wie zuvor zu realisieren. Wenn nun in einer Mitteilung der Abteilung *Aktualität*, deren Leiter, Dr. Hermann Schlapp, auch Chef der Tagesschau ist, zu lesen steht, es sei trotzdem gelungen, die neuen Ziele für 1980 zu erreichen, dann ist das nur die halbe Wahrheit. Tatsache ist viel mehr, dass sich Schlapp und seine Tagesschau-Crew lange Zeit ausserstande sahen, auf dieser Basis eine neue und längere Tagesschau zu realisieren und eine Verschiebung des Termins beantragten. Die Zwängerei, den neuen Strukturplan um jeden Preis auf 1980 einzuführen, siegte jedoch über die Vernunft. Zum Teil unter Beizug von Redaktoren und Journalisten aus andern Ressorts der beiden Abteilungen *Aktualität* und *Politik und Wirtschaft* – welche natürlich nun dort fehlen – gelang es mit Mühe, die *Tagesschau 80* termingerecht auf dieses Neujahr vorzubereiten und zu realisieren.

Die Hypothesen, unter denen die neue Tagesschau zu starten hatte und nun täglich produziert wird, sind beachtlich: zu wenig Personal, zu wenig Geld und überdies erst noch einige Auflagen der weiterhin verantwortlichen SRG. Die schlimmste ist inzwischen schlicht umgangen worden. Den Kommentar, den die SRG innerhalb der Tagesschau nicht duldet, weil ihrer Meinung nach die formalen Mittel fehlen, ihn für jedermann ersichtlich als solchen zu kennzeichnen und damit von der Information, der reinen Nachricht abzuheben, wurde stillschweigend eingeführt – in letzter Minute, wie es scheint: Noch am 10. Dezember verloren sich anlässlich einer Pressekonferenz sowohl der SRG-Fernsehdirektor Eduard Haas wie auch der Leiter der Hauptabteilung *Aktualität* und *Politik* des Fernsehens DRS, Ueli Götsch, in ebenso nebulösen wie ausweichenden Äusserungen über die Rolle des Kommentars in der Tagesschau 80, als sie daraufhin befragt wurden. Es passt ins Gesamtbild, dass auch die technischen Voraussetzungen in der Leutschenbacher Fernsehfabrik alles andere als optimal sind. Die räumliche Enge in den Studios, die es offensichtlich nicht einmal gestattet, Moderator und Nachrichtensprecher nebeneinander zu placieren, so dass der Eindruck entsteht, die Tagesschau würde aus zwei verschiedenen Studios gesendet, wird allerdings auch nach dem Auszug der Westschweizer bestehen bleiben. Es stehen keine anderen Studios zur Verfügung. Und zu allem Überfluss muss sich die DRS-Direktion nun auch noch hintersinnen, wie sie die erhöhten Kosten für die neue Tagesschau bestreiten will. Die ursprünglich aufgestellte Behauptung, die regionalisierte und erweiterte Tagesschau würde nicht mehr oder nur unwesentlich mehr kosten als die bisherige, erweist sich als arge Fehleinschätzung. Ob in unbekümmertem Zweckoptimismus gemacht wurde, um die auch bei den Programmschaffenden keineswegs unumstrittene Neustrukturierung der Programme durchzudrücken, oder ob schlicht das Management versagt hat, wird noch auszumachen sein. Jedenfalls muss die Region DRS 2,7 Millionen Franken auf den Tisch blättern, die dieses Jahr nirgendwo budgetiert sind ...

Es fehlt ein Korrespondentennetz

Die Hauptausgabe der Tagesschau, wie sie seit Neujahr um 19.30 Uhr ausgestrahlt wird, entspricht den miesen Voraussetzungen, unter denen sie realisiert werden muss. Die Versprechungen, mit denen man die Zuschauer und vor allem auch die Trägerschaftsorgane erwärmte, die schliesslich über einen Ausbau der Tagesschau entscheiden mussten, sind weitgehend nicht eingelöst worden. Die Tagesschau 80 ist nicht besser, sondern bloss länger. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass einige bürgerliche Blätter, die früher oft und laut über die «Linksunterwanderung»

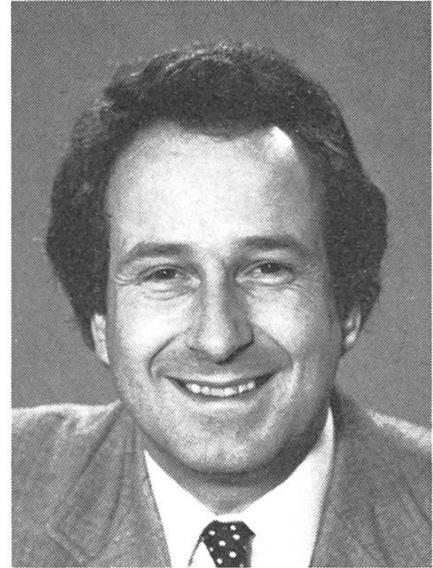
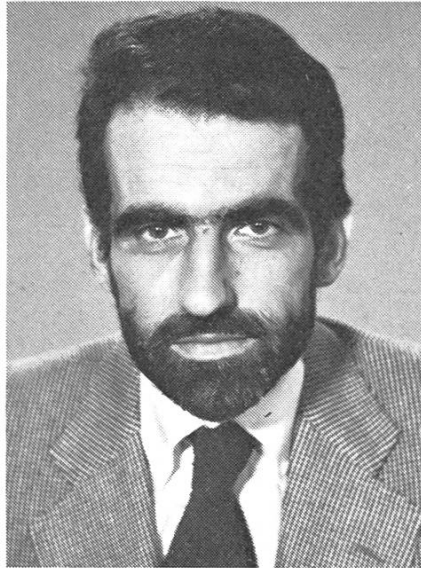
der Tagesschau lamentierten und jeden noch so geringfügigen Lapsus gleich zum politischen Skandal emporjubelten, heute in Schalmeientönen berichten, bloss weil der Tagesschau-Chef nun politisch einer der ihren ist.

Die Einführung eines Moderators, der durch die Tagesschau führt, die Gliederung der Information Schwerpunktbeiträge und Kurznachrichten, die in Blöcken zusammengefasst werden, und die geringfügige graphische Kosmetik fördern gewiss die Übersichtlichkeit und einen flüssigeren Ablauf. Die Wandlung zum angekündigten Informationsblock indessen bewirken sie nicht. Hintergrund und Analyse, die Einordnung der Nachrichten in grössere politische Zusammenhänge fehlen weitgehend, wenn man darunter nicht allein die Montage verschiedener Filme zu einem Bericht versteht, wie dies im Falle des Einmarsches der Sowjetarmee in Afghanistan mehrmals keineswegs ungeschickt praktiziert wurde. Nun ist es einer Redaktion oft gar nicht möglich, ein politisches Ereignis zu analysieren und die notwendigen Hintergrundinformationen zu beschaffen. Es bedarf dafür der Korrespondenten, die an Ort und Stelle recherchieren und allenfalls auch Filmberichte liefern können. Dem Fernsehen DRS fehlt ein Korrespondentennetz. Nicht einmal an so wichtigen Brennpunkten der Weltpolitik wie Washington, New York, London, Paris verfügt die Tagesschau über jederzeit disponible Mitarbeiter, geschweige denn an jenen abgelegeneren Stätten, die zu Brandherden geworden sind. Das bedeutet, dass die Redaktion ausschliesslich auf das Bildmaterial des internationalen News-Exchange, des Bildnachrichten-Austausches angewiesen ist. Dieser ist leider fast ausschliesslich auf die kurzlebige Tagesaktualität ausgerichtet und bietet kaum Material an, das sich für eine vertiefte Verarbeitung eignet.

Umso mehr wäre eigentlich zu erwarten, dass die Tagesschau-Redaktion das Korrespondenten-Manko überwindet, indem sie für Hintergrund und Analyse entsprechende Persönlichkeiten ins Studio bittet und zu Gesprächen und Kommentaren auffordert. Hin und wieder geschieht dies zwar, und gelegentlich blitzt dann auf, wie Fernsehinformation eigentlich sein könnte. Ich denke da etwa an das Gespräch vom 11. Januar zwischen Moderator Peter Achten und dem früheren New York-Korrespondenten Dr. Heiner Gautschy zum Tod des amerikanischen Gewerkschaftsführers George Meany. Der offenbar unbequeme, vom Fernsehen heute auf Nebengeleise abgeschobene politische Journalist schöpfte aus profundem Wissen und entwarf in kurzer Zeit ein packendes Porträt des eigenwilligen Amerikaners, das wesentlich mehr aussagte als die zuvor ausgestrahlten belanglosen Bilder des News-Exchange. Von solchen Möglichkeiten wird allerdings nur in einem geradezu beschämend geringen Ausmass Gebrauch gemacht. Auch die neue Tagesschau vertraut lieber den nichtssagenden Bildern als der Ausstrahlungskraft gescheiter Analytiker und Kommentatoren der politischen Szene. Ein Grund dafür ist möglicherweise die Angst vor der profilierten Meinungsäusserung; ein anderer, weniger spekulativer, die sträfliche Vernachlässigung, mögliche externe Journalisten für eine solche Aufgabe auszubilden. Und falls sich die Tagesschau-Redaktion über den Mangel an potentiellen Anwärtern für solche Leistungen beklagen will, so sollte sie sich vielleicht einmal in Basel, Bern oder Luzern umschaun. Die schweizerische Presselandschaft besteht nämlich nicht ausschliesslich aus «Weltwoche», «Tages-Anzeiger» und «NZZ».

Keine zentrale Funktion der Inland-Berichterstattung

Ein anderes Mittel, nicht ewig hinter den Tagesschauen der beiden Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland nachhinken zu müssen – die zugegebenermassen mit andern Mitteln anrichten können als die Deutschschweizer TV –, wäre in der Tat der angekündigte Ausbau der Inland-Berichterstattung. Wäre: Stattgefunden hat er nämlich bisher nicht. Was der Zuschauer zu Beginn des Jahres als sogenannte Schwerpunktbeiträge zu sehen bekam, waren mit wenigen Ausnahmen von längerer Hand vorbereitete Filmberichte. Als diese «Reserve» in einer, wie man weiss,



eher stillen Zeit einmal aufgezehrt war, fand die Inland-Berichterstattung allenfalls noch mit einigen wenigen Kurznachrichten, kaum mehr aber in Schwerpunktbeiträgen statt. Einer der wenigen, der doch noch über den Bildschirm flimmerte, war ein schlecht gemachter Zusammenschnitt eines auch schon nicht sehr überzeugenden «CH»-Beitrages über das 200-Jahr-Jubiläum der «Neuen Zürcher Zeitung» – ein «déjà vu». Und als am 9. Januar endlich die ausgebaute Bundeshaus-Redaktion des Fernsehens DRS zum Zuge kam, um über die erste Sitzung des Bundesrates in diesem Jahr zu berichten, kamen Bilder aus der Röhre, die aussahen, als wären sie über einen Satelliten geschickt worden: bleich und unscharf.

Die Inland-Berichterstattung leidet – das zeigten die ersten Tage deutlich – unter einer gewissen Betriebsblindheit, die vom Studiositz in Zürich herrührt: Wenn dort nichts läuft, läuft nirgendwo in der Schweiz etwas, lautet offenbar die Devise. Ausnahme ist allenfalls der Neujahrsempfang im Berner Bundeshaus (10. Januar). Die Lustlosigkeit, mit der das Fernsehen diesem Ereignis ein paar nichtssagende Bilder abgewann, spottet schon fast jeder Beschreibung. Dabei hätte gerade der Neujahrsempfang durchaus Anlass für ein gerissenes Film-Feature werden können. Am 12. Januar endlich erhielt der Zuschauer Gelegenheit, einer Tagesschau beizuwohnen, in welcher der Inlandteil dominierte. Zwei Schwerpunktbeiträge – Edmond Kaiser bricht seinen Hungerstreik ab, und die Ausländerorganisationen wehren sich an ihrem Kongress gegen das neue Ausländergesetz – und viele Kurznachrichten aus der Schweiz standen im Mittelpunkt. Nur, weiter als die Tagesschau es schon



Die Tagesschau-Macher im Fernsehen DRS. Obere Reihe von links: Hermann Schlapp, Peter Achten, Alfred Fetscherin; untere Reihe: Manfred Schwarz und Marie-Theres Guggisberg.

bisher tat, gingen die beiden Schwerpunktberichte kaum. Es fehlte just das, was die Hauptausgabe der Tagesschau zum Informationsblock befördern sollte: die Analyse, der Hintergrund und der Kommentar. Beide Proteste, jener gegen das neue Ausländergesetz so gut wie der gegen die Waffenausfuhr, hätten eine vertiefte Behandlung im Sinne einer grundsätzlicheren Aufarbeitung zur etwas komplexeren Information bedurft. Doch vom Ausländergesetz erfuhr der Zuschauer eigentlich nur, dass das Saisonier-Statut Hauptursache des Unbehagens ist, und bei der Waffenausfuhr liess man ihn gar im Glauben, Kaiser habe ein Hornbergerschiesse veranstaltet, indem der Rechtsberater des Eidg. Militärdepartementes unwidersprochen behaupten durfte, da die Schweiz keine Waffen an Staaten der Dritten Welt liefere, sei es ausgeschlossen, dass mit schweizerischen Waffen auf Frauen und Kinder geschossen werde. Als ob nicht gerade jüngst aus Bolivien das Gegenteil gemeldet wurde, als ob es keinen blühenden Waffenhandel durch Dritte gäbe, der mit Kriegsmaterial schweizerischer Herkunft reichlich eingedeckt wird. Mehr noch als im Auslandteil ist eine Profilierung in der Inland-Berichterstattung ausgeblieben. Darin liegt wohl der Grund für den Eindruck des Provinziellen und Langatmigen, welcher der neuen Tagesschau anhaftet. Es gibt nichts, was diese Sendung in irgend einer Form zusammenkittet oder ihr einen Hauch des Zwingenden und Attraktiven verleiht. Eine Verwesentlichung hat nicht stattgefunden, konnte auch gar nicht: Die Tagesschau wird ja weiterhin nach den alten Grundsätzen gestaltet, wird weitgehend von den gleichen Mitarbeitern gemacht wie zuvor, und diese können nur schlecht aus ihrer eigenen Haut schlüpfen, verwendet dieselben Bilder wie eh und jeh. Sie plätschert nur zehn Minuten länger dahin und lässt damit noch deutlicher werden, mit wie wenig Professionalität an die Arbeit gegangen wird. Unsere Tagesschau, so das Fazit nach den ersten 14 Tagen, hat kein eigenes Gesicht. Sie vermengt Elemente von «*Tagesthemen*» (ARD) und «*Heute*» (ZDF) mit helvetischer Biederkeit. Das lockt, mit Verlaub, keinen Hund hinter dem Ofen hervor.

Vorverlegung auf 19.30 Uhr erweist sich als Hypothek

Natürlich: Die Voraussetzungen für die neue Tagesschau waren, wie eingangs geschildert, denkbar schlecht, der Zeitpunkt des Startes in der ruhigen Neujahrszeit ungünstig. Manches, was die Tagesschau auf jenes Niveau bringen soll, das man von ihr erwartet, kann erst nach und nach aufgebaut werden, so etwa ein Korrespondentennetz in Zusammenarbeit mit dem Radio und der Presse. Die Tagesschau, wie wir sie jetzt sehen, ist ein Provisorium, die wirkliche Regionalisierung steht ja erst bevor. Warum nur, wage ich zu fragen, hat man denn mit dem Start nicht zugewartet, bis die Voraussetzungen und Vorbereitungen so weit gediehen sind, dass statt eines improvisierten Notbehelfs, der nur kreditschädigend wirkt, eine wirklich neue Tagesschau ohne Hypotheken ausgestrahlt werden könnte?

Für die Tagesschau erweist sich die Strukturplan-Zwängerei auch noch in einer andern Hinsicht als arge Belastung. Die Unzufriedenheit in der Bevölkerung über die Vorverlegung der Hauptausgabe auf 19.30 Uhr verstärkt sich zusehends. Der Zeitpunkt ist in einem Lande, in dem die 40-Stunden-Woche noch keineswegs überall eingeführt ist und der Feierabend entsprechend spät beginnt, sehr ungünstig. Der Bauernstand wird durch die frühe Ansetzung ebenso von vornherein ausgeschlossen wie Familien mit Kindern, die nicht bereit sind, wegen des Fernsehens ihre Lebensgewohnheiten umzustellen. Das sind – bei der gegenwärtigen Qualität der Fernsehprogramme im Vorabend- und Hauptabendbereich – glücklicherweise immer mehr. Die repräsentative Umfrage über die Lebensgewohnheiten des Deutschschweizers, die als Grundlage für die Umstellung genommen wurde, erweist sich in der Praxis als grosser Flop. Hoffentlich werden zuständigenorts wenigstens daraus die Konsequenzen gezogen.

Urs Jaeggi

Offene Chancen

Zum zweimonatlichen Beitrag «Sonntagsforum», jeweils Radio DRS II, 08.30 Uhr

Am 25. November 1979 und am 13. Januar 1980 begann im zweiten Programm von Radio DRS im Rahmen des Blocks *«Besinnung am Sonntag»* die Ausstrahlung der ersten Diskussionsbeiträge in der Reihe *«Sonntagsforum»* (Themen: Kirche und Glaube). Am 16. März wird zum Thema «Glaube und Alltag» eine weitere halbstündige Sendung folgen. Unter der Leitung von Lorenz Marti (Ressort *Religion* im Radiostudio Bern) und Markus Friedli (katholisches Amt für Erwachsenenbildung in Bern) fand sich vorerst eine Gruppe von acht Leuten aus verschiedenen Berufen, Altersklassen und Konfessionen zusammen. Mit dabei sind: eine Hausfrau (reformiert), eine Hausfrau/Lehrerin (reformiert), ein Buchhalter (katholisch), ein Lehrer (katholisch) ein Seminarist (reformiert), eine Seminaristin (reformiert), ein Katechet (katholisch), sowie eine Krankenschwester (katholisch). Verschiedentlich ist Lorenz Marti schon mit ökumenischen Sendeanstössen kritisch an die Öffentlichkeit getreten. So leitete er etwa im August 1978 einen interessanten Dialog zwischen Hans Küng (Professor für Dogmatik und ökumenische Theologie an der Universität Tübingen/BRD) und Dr. Philip Potter, Generalsekretär des Ökumenischen Rats der Kirchen. Mutige Schritte ans Bett von unheilbar Kranken (vgl. ZOOM-FB 6/79) und ein Magazin zum Thema «Gott – wer ist das?» (vgl. ZOOM-FB 9/79) sind weitere Verdienste. Mit einem immer etwas anders zusammengesetzten Teil der Stammgruppe (oben), gedenkt Marti die fragliche Reihe *«Sonntagsforum»* vorläufig bis Ende 1980 ins Programm zu setzen.

Laut einem Presstext für den Beitrag vom 13. Januar soll diese Sendung, deren Thematik von der Gruppe selber festgelegt wurde, sich vor allem an jene Hörer wenden, «... die sich in ihrer Lebens- und Denkweise von der Kirche abgewandt haben. Die Alltagswelt, der Mensch mit seinen Erfahrungen, Problemen und Fragen bilden den Ausgangspunkt der Gespräche im *«Sonntagsforum»*.» Doch der Schein trügt: Sämtliche Diskussionsteilnehmer haben sich (was übrigens bereits in den ersten zwei Beiträgen deutlich wurde) keineswegs von der Kirche einfach abgewandt, sondern sich ihr im Gegenteil auf individuelle Art und Weise neu – oder anders – zugewandt. Aus dieser individuell neu gewonnenen Sicht ergeben sich nun aber auch reale Diskrepanzen zwischen «Glaube und Alltag» (16. März), zwischen «erlebtem» und «zu lebendem» Glauben. Ein oft tiefwurzelndes, auf solcher Spaltung fusendes Unbehagen orientiert sich beispielsweise am Kristallisationspunkt der «Institution Kirche» (an Funktionieren, Mängeln, Widersprüchen) ebenso prägnant, wie etwa an vordergründig weniger einsichtigen «persönlichen» Zweifeln, Kompromissen und selbstbezogener Lösungsfindung je nach Sachlage.

Gerade im Zusammenhang mit einer Verbesserung der ökumenischen Beziehungen verschiedener Kirchen auf vielleicht sozialpolitischer – nicht aber dogmatischer – Ebene, ist das Problem der «dogmatischen Untermauerung» (etwa) sozialpolitischen Engagements bei Anhängern verschiedener Glaubensrichtungen offenbar viel akuter, als es scheint: «Abwendung von der Kirche» in Leben und Denken darf ebensogut als Unsicherheit des Standpunkts oder des Stellungsbezuges, denn als verfestigte Abweichung (als Ab-Wendung eben) ausgelegt werden. So könnte die ökumenische Bewegung als das Resultat eines Bruchs zwischen propagiertem Dogma und erlebter Realität eine Dynamik entwickeln, deren Richtung im Sinne einer Neuorientierung weder die eine noch die andere Seite grundsätzlich in Frage zu stellen braucht. Laut Prof. Küng dürften sich zum Beispiel katholische und reformierte Kirche sogar in der Andacht auf gesunde Art und Weise ein wenig «konkurrieren». Wie dieser Begriff ahnen lässt, stützt sich jedoch solches Konkurrenz-

ren (oder der erwähnte dynamische Aspekt) in jedem Fall weder direkt auf Glaubens-Vertreter, noch auf Glaubens-Institutionen, sondern auf die tragende Basis dieser Vertreter oder Institutionen. Um beim Thema zu bleiben: Allein der Schritt vom «zu Glaubenden» zum «Geglaubten», von der Kanzel in die Kirchenbänke, von der Radiopredigt in die Radiodiskussion bleibt (Ab- oder Zuwendung hin oder her) entscheidend.

So gesehen bietet der Umstand, dass sich im «*Sonntagsforum*» jeweils um sechs Teilnehmer bei entschieden zurückhaltender Gesprächsleitung nicht nur redlich bemühen, Ansichten nebeneinander zu setzen, sondern ab und zu auch eigene Fragen zu entwickeln, durchaus Anlass zu Optimismus. Bei aller Würdigung der Stärken dieser Sendeethik – und immer in Berücksichtigung einer zugewendeten Hörerschaft – kann und darf man sich damit jedoch nicht zufrieden geben. Eine Gesprächsgruppe, die während eines ganzen Jahres und in der nahezu immer gleichen Zusammensetzung nicht mehr leistet, als «Anregungen» oder Gedankenassoziationen zu vermitteln, «schont» in gewisser Weise nicht nur sich selber, sondern verfehlt zudem den Zweck, mögliche Auswege aus einem wahrlich verbreiteten Dilemma aufzuzeigen. Selbst ohne Gefahr zu laufen, wieder dem Mechanismus bekannt autoritärer Themensetzung, rigider Erfolgsorientiertheit oder zyklischem Streitgesprächs zu verfallen, würde etwas mehr Prägnanz – bei einigem Mut und aller vorausgesetzten Toleranz – durchaus nicht schaden. Was zum Beispiel «Glaube» jedem Einzelnen bedeutet, was er repräsentiert und wohin er sich ausrichtet, all das würde man auf der erwähnten (sozialpolitischen) Ebene nicht eben ungern auch einmal abgehandelt wissen.

Wie ein kritischer Diskussionstext der deutschen Theologin Dorothee Sölle (u. a. Mitherausgeberin von «Christentum und Sozialismus»/1974) in der dritten Folge vom 16. März zeigen wird, lassen sich demgegenüber die vielseitigsten und anreizendsten Fragen beim besten Willen nicht durch ein Verständnis überwinden, wonach «Glaube(n)» einfach etwas ist, das ist, genauso wenig, wie «Kirche» etwas ist (oder sein sollte), das ist (oder sein sollte). Wie aus der eingangs memorierten Debatte zwischen Prof. Küng und Dr. Potter zumindest ansatzweise hervorging, kann beispielsweise «Christentum» beileibe nicht hinreichend dadurch definiert sein, dass ein Christ etwa keine Waffe trägt, sondern eher durch das, was passiert, wenn er sie trägt. Im übrigen bekundet auch der christliche Bürger meist recht wenig Mühe, sich für einen Nationalratskandidaten, die Farbe eines neuen Wagens oder irgendein Ferienziel zu entscheiden. Vielfach wenig Mühe hat er in ähnlichem Zusammenhang selbst bei sozialer gefärbten Problemkomplexen, etwa hinsichtlich einer Wiedereinführung der Todesstrafe oder bezüglich einer Regelung des Fremdarbeiterkontingents. Bieten solche Fragen, die ebenso statische oder dynamische Aspekte von «Standpunkt», «Überzeugung», «Meinung», «Zweifel» oder eben «Glauben» einschliessen, wirklich weniger Probleme inhaltlich qualitativer Natur? Ist die Kirche eher mit uns oder durch uns? Niemand wird bestreiten, dass selbst Gott in irgendeiner Form über und durch uns wirken könnte (vgl. ZOOM-FB 9/79). Im bewussten Angehen und Abbauen dieser blockierenden Tabuschränke, im Auflösen der Dualität von «Wunschdenken» und christlichem Realismus, würde eine derartige Meta-Diskussion, die ausschliesslich auf *den* Glauben reduziert ist, sich ja eigentlich erübrigen, weil eben diese Diskussion nach wie vor unter Christen stattfindet. Vor dem Hintergrund dreier Sendefolgen, vor dem Hintergrund einer anderen «Lebens- und Denkweise» beim Hörer werden die Studiogäste wohl oder übel davon abrücken müssen, sich in jeder Sitzung und Sendung (wie) neu zu konstituieren und die Möglichkeit zwischen individueller – thematischer – Auseinandersetzung als individuellen Profilverlust aufzufassen. Hier böte sich wie gesagt den Betroffenen eine einzigartige, langfristige Gelegenheit, «Glauben» weniger zu beweisen, als mehr ihn für sich selber sprechen zu lassen. Jürg Prisi